

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337566)

des ich ja . . ." Sie nickte nur bejahend mit dem Kopfe ihn so ermutigend ansehend, daß er fortfuhr in atemloser Spannung: „Des ich ja die Anneves Moreller aus unserm Furtwangen dahinte!“ Da aber schüttelte sie energisch mit dem Kopf und rief, auf ihn zuwendend: „Nei, der Schwab!“

Die Gräfin aber hatte ihre helle Freude an der Vereinigung dieser beiden glückseligen Menschen. Sie rüstete ihnen die Hochzeit und später im Frühsommer auch die Heimfahrt. Jetzt erst spendete sie reichlichen Lohn für den großen unermesslichen Dienst, den ihr der Hannes geleistet, damals beim Brand von Moskau, durch ihre eigene und durch die Rettung des Medaillonbildes ihres geliebten Vaters. Bis nach Großtzerbst ließ sie dann das junge Paar in einer Troika fahren, nachdem der Graf für Freilassung und gute Pässe gesorgt hatte. Dort hatte Anneves ihr eigenes Wäglein wiedergefunden.

Bis tief in die Nacht dauerte die Erzählung und die immer erneuten Fragen der Nachbarn. Man konnte sich nicht genug darüber erstaunen und freuen, wie das alles doch noch so gut zu Ende gekommen war.

Der Hannes meldete seine Heimkehr dann auch alsobald in Karlsruhe bei seinem Bataillone an, da er aber zeit lebens etwas hinfällig blieb, war er von fernern Dienste befreit.

Als der Bescheid kam, sagte die Anneves: „Es hat alles sein Gutes, jetzt bleibst Du halt immer derhoim un mir mache unsere Uhre zusamme un wolle forge, daß se immer gute Ehtunde schlage!“

Der Hannes aber meinte: „I bin auch froh drum, denn mit dene Franzose zusamme möcht i doch nicht wieder marschiere, des hätt mer g'merkt dort obe in Stettin, in Danzig und Leipzig, daß des eigentlich doch 's aller-schlimmst isch, wenn mer gegen unsere eigene deutsche Landsleut den Feind mache muß!“

Auch droben im Schwarzwald war einige Monate später ein großer Jubel, als es hieß, daß ganz Preußen mit Rußland und Oesterreich zusammen gegen Napoleon zu Feld gezogen seien und sie die Franzosen bei Leipzig vollständig geschlagen und über den Rhein hinüber gejagt hätten. Und daß nun auch Baden sich von seiner Zwangsherrschaft frei gemacht habe.

Wenn nun auch die Badner, gezwungen durch die Grenzlage ihres Landes, und durch die überwältigenden Verhältnisse, auf falscher Seite gekämpft haben, sie haben ihre Soldatenpflichten treu und aufopfernd erfüllt und zu etwas Großem für das deutsche Vaterland mitgeholfen, denn Napoleon hat, ohne es zu ahnen, ohne es zu wollen, der deutschen Einheit durch Zusammenlegung der vielen kleinen Einzelstaaten (es waren vor Beginn seiner angestrebten Weltherrschaft noch 308) in größere Staatsgebilde kraftvoll vorgearbeitet.

Und als die Söhne von Hannes und Anneves von ihren weitausgedehnten Hausierwandergängen mit den Schwarzwälder Kuckuckshren in die Heimat zurückkamen, da brachten sie ein neues Lied mit, das nun auch im Schwarzwald mit immer regerer Begeisterung gesungen wurde:

Deutschland, Deutschland über alles
Ueber alles in der Welt!

Der Herbstbazillus.

Eine Manövergeschichte von A. Lubowski.

Draußen bereitete sich seit achtundvierzig Stunden alles ganz systematisch auf eine Wiederholung der Sündflut vor. Auf den abgeernteten Feldern gurgelte das Wasser in großen, blanken Pfützen, und die Kinder führen auf den Seen der Dorfstraße verquält in den mütterlichen Waschbütten „Wahn“. — Der Rittergutsbesitzer Brohm saß grimmig und menschenfeindlich in seiner Arche und trieb Lungengymnastik. Sani-

tätsrat Degner hatte einen ernsthaften Magenkatarrh bei ihm festgestellt und alles von seinem Speisezettel gestrichen, was ihm vom Nebel erschien. Und da die beiden Herren ständig entgegengesetzter Ansicht waren, so kam dabei für den ungeduldigen Patienten wenig Erfreuliches heraus. . . Es galt nach der Degner'schen Verordnung streng zu meiden: „Stampfkartoffel mit Buttermilch — Gurkensalat und Speck — — Eisbein

mit Klößen.“ — — — Dagegen ausgiebig zu vertilgen: „Wassergries, leichte Brühe, pflaumenweiche Eier.“

Als schönster Abschluß dieses gewalttätigen Befehls stand mit des alten Degners unbescheidener Handschrift: „Dem Alkohol ist zu entsagen. Vor allem den üblichen fünf Herbstgroggs, siehe Pfündner.“

Dr. D.“

Das hatte den Rittergutsbesitzer empört. Gab es einen Menschen auf der Welt, den er so recht aufrichtig haßte, so war es dieser alte, selbstherrliche Gesundheitsrat, der sich an anderer Leute Leiden sein eigenes, scheinbar unverwüßliches Wohlbefinden stählte . . . und bemüht blieb, durch promptes Mitteilen von Fällen krassen Ungehorsams und deren schauerlichen Folgen ihm das bißchen Freude am Leben ganz allmählich auszu-puffen. Z. B. diese taktlose Erinnerung an den alten Pfündner, der täglich sein Liter Spiritus verbrauchte, bis er daran zugrunde ging. . . Und dennoch konnte er seinen Rat nicht entbehren. Ein paarmal hatte er, bei allzu heftiger Abneigung gegen den Alten, heimlich zwei junge Kollegen in Nahrung gesetzt. Beide wollten ihn postwendend fortschicken, um aller Verantwortung ledig zu sein. Der eine hatte als einzig in Betracht kommenden Aufenthalt einen Luftkurort von mindestens 4900 Meter über dem Meere anempfohlen, . . . der andere redete von Moorbädern und elektrischer Heilgymnastik im Tal. — — Degner als dritter lachte über das bequeme Gutachten der andern, schlug seinem alten Schmerzenskind derbe auf die Schulter und sagte bloß:

„Nicht laufen!“ — — — Darauf entgegnete Brohm gewöhnlich: „Tun ja gerade, als ob ich reif für die „Limonadenzelle“ wäre. Dabei heben Sie selbst gern einen.“

„Du' ich unbestritten,“ lachte hierauf der Alte regelmäßig voller Schadenfreude, „aber sehen Sie, eines schickt sich nicht für alle. Meinen Sohn habe ich z. B. schon so weit gebracht, daß er keinen Tropfen Alkohol mehr über seine Lippen läßt.“

„Wirklich nicht?“

„Nee, dafür lege ich meine Hand ins Feuer. Habe ihm freilich vorher tüchtig einheizen müssen. Es war aber bittere Notwendigkeit. So ein junger Oberleutnant findet nachher nicht Maß noch Ziel.“

Dem Rittergutsbesitzer wurde dies Thema zu gefährlich. Er kannte diesen Musterjohn zwar gottlob nicht persönlich, aber seine Tochter Grete bekundete seit langem mehr Interesse an seinem Vorhandensein, als ihm nötig erschien. Das hätte ihm gerade noch zur Bervollständigung seiner Gemütlichkeit gefehlt.

Verfaulten Safer in den Scheunen, schwimmende Kartoffeln auf dem Felde, die wilde Jagd im Magen und einen Schwiegerjohn namens Degner, der seine Dämerschoppen in Fliedertee abhielt. . . Lieber wollte er den ersten besten anständigen Menschen als solchen festmachen, . . . vorausgesetzt natürlich, daß der das Mädchel wollte. Und er saß, hielt sich die Verlängerung seines Magens und schimpfte dabei aus vollem Halse auf das Wetter.

„Jetzt braucht sich bloß noch dieser infame Herbstbazillus, den ihr „Einquartierung“ nennt, einzustellen,“ stöhnte er, nachdem er sich heisergeschrien hatte, „auf dem Rückmarsch vom Manöver sind sie ja glücklich, und so ein Wetter stößt im Handumdrehen alle Pläne und Befehle um. Na, dann werde ich aber toll. Rauschmeißen tue ich sie alle miteinander, so wahr ich Otto Brohm heiße.“

Frau Brohm und ihre Tochter Grete tauschten bei dieser Verheißung einen raschen Blick des Einverständnisses miteinander. Das regte ihn sichtlich auf.

„Warum seht ihr euch so vielsagend an? Gebraucht doch gefälligst euren Mund.“

Frau Brohm faßte sich zuerst.

„Du sollst dich nicht aufregen, Alterchen. Immer sanft sein und an Weib und Kind denken. Es wird schon kein Rotquartier angesagt werden. Beruhige dich doch nur.“

Der Rittergutsbesitzer saß seit mehr als einer Stunde mit krebserotem Gesicht im Stuhl und dachte nicht daran, den liebevollen Rat seiner jetzt abwesenden Gattin zu befolgen.

— — — Der Abend und Regen sanken herab. Brohm litt unter der fürchterlichsten Langeweile. Der Briefträger war heute, des Regens halber, ausgeblieben, und die beiden zum Skat Notwendigen fehlten. . . Seine Angehörigen mieden ihn, augenscheinlich, um keinen Anlaß zu erneuter Erregung zu geben, und er mochte sie nicht sobald hereinrufen, weil er sich über ihre ihm unnatürlich erscheinende Sanftmut ärgerte.

Endlich h
geschaffen
ährie er
ohne sich
mal gefä

Und
„Bar

Mutter

hat näm
die Nach

näht und
wahr, du

„Wari
besitzer g

Oberstüb
wischt?

iem We
laufen la

„lag' bloß
du meine

Marsch,
Mutter,

bleiben j

ständig a

hat er

ich ein na

tenpulve

er mir G

hen . . .

ihn schle

nem orde

Kaffee in

„habe.“

Um G

zuckte ein

Lächeln.

„Du

besten j

Batting.

Der i

lich ange

ter Mo

fenheit

in der N

hatte sei

am lieb

unverstä

Aber er

lassen,

weniger

„Eiger

min,“ er

dies und

diesem I

Endlich hielt er es nicht länger in der selbstgeschaffenen Einsamkeit aus. „Grete!“ rief er mit scharfer Kommandostimme, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, „komm mal gefälligst näher.“ —

Und Grete fand sich gehorsam ein.

„Batting,“ begann sie schüchtern. „War Mutter schon bei dir? Nein? Ein Herr hat nämlich Joeben bei uns um Obdach für die Nacht gebeten. Er ist zwar völlig durchwägt und tut mir furchtbar leid. Aber nicht wahr, du willst ihn doch nicht beherbergen?“

„Warum nicht?“ fragte der Rittergutsbesitzer ganz fassungslos. „Ist bei dir im Oberstübchen nicht ordentlich Staub gewirbelt? . . . Einen, der Herberge sucht in die-

sem Wetter, weiterlaufen lassen! Mädels, sag' bloß keinem, daß du meine Tochter bist. Marsch, bestelle der Mutter, daß er hierbleiben soll. Ist er anständig angezogen und hat er dem Augenschein nach kein Insektenpulver nötig, kann er mir Gesellschaft leisten . . . sonst postiert ihn schleunigst mit einem ordentlichen Topp Kaffee in die Gefindestube.“

Um Gretes Lippen ludte ein verhaltenes Lächeln.

„Du magst dir am besten selbst dein Urteil über ihn bilden, Batting.“

Der junge Mann besaß ein außerordentlich angenehmes Wesen und einen nach neuester Mode gefertigten Anzug, dessen Trostlichkeit er mit dem bisherigen Aufenthalt in der Reisetasche erklärte. Der alte Brohm hatte seine hohe Freude an ihm und hätte am liebsten noch einmal nach seinem ihm unverstänlich gebliebenen Namen gefragt. Aber er wollte es auf keinen Fall merken lassen, daß seine Ohren anfangen, etwas weniger Dienst zu tun.

„Eigentlich wollte ich heute noch bis Warmin,“ erzählte der Gast, nachdem sie über dies und jenes gesprochen hatten, „aber bei diesem Wetter ist es nicht möglich. Der

Warminer Besitzer sucht doch einen Käufer, nicht wahr?“

„Aha . . .“ dachte Brohm erfreut, „du bist schon dieser Käufer, mein Söhnchen, und du willst mich ein bißchen über den Wert der Klitsche aushorchen. Aber ehe du mir nicht das anvertraut hast, werde ich mir nicht merken lassen, wie schnell ich deine Absicht durchschaut habe —.“ Er ließ sich nun lange über die Güte des Warminer Bodens aus, denn es lag ihm daran, diesen offenen, sympathischen Menschen als Nachbar zu gewinnen. Als er damit fertig war, begann er das Kapitel über seine Leiden und seinen Widersacher Doktor Degner. . . Der Fremde wunderte sich.



Und sie saßen wie alte gute Freunde beisammen . . .

„Gar nichts trinken sollen Sie? Aber ich bitte Sie, das ist ja eine völlig verfehlte Behandlung. Wenn Sie erlauben, hole ich schleunigst aus meiner Reisetasche eine kleine französische Witwe . . . wir wollen uns mit ihr anfreunden und uns von ihr aufheitern lassen.“

Brohm, der leidenschaftlich gern guten Sekt trank, protestierte nur schwach. „Ich möchte Sie wirklich nicht gern berauben.“

„Aber ich bitte Sie, das wird seit langer

Zeit meine erste ehrliche Freude sein.“ —

Und sie saßen wie alte gute Freunde beisammen und tranken sich zu. Dieser kluge, gute Mensch mit den merkwürdig vernünftigen Ideen stahl sich dem Alten in das Herz. Er hatte gar nicht mehr an soviel kindliche Unverdorbtheit der Ansichten geglaubt. Ein leiser verschämter Wunsch stahl sich in seine wachsende Zuneigung. . .

„Wenn dieser die Grete wollte . . . auf der Stelle gäbe ich meinen Segen.“

Und er brachte so ganz allmählich das Gespräch in familiäre Bahnen:

„Meine Angehörigen kennen Sie schon?“

„Ja, ich hat sie um gütige Fürsprache bei Ihnen.“

„War ganz überflüssig. Ist mir wahrhaftig eine ehrliche Freude, Sie kennen ge-

lernt zu haben," sagte Brohm und hielt dem Gast die Hand entgegen. Der schlug kräftig ein und sagte treuherzig:

"Ich hoffe, wir werden uns in Zukunft recht oft sehen, Herr Brohm."

"Er beißt wahrhaftig auf Warmin an," frohlockte der Alte innerlich . . . laut aber sagte er nur:

"Natürlich, wir Alten haben immer einen guten Rat im Topf."

Als er inne wurde, daß er sich damit wieder von dem familiären Thema entfernt hatte, griff er zu einer List.

"Der famose Tropfen hat mir so viel Lust und Kraft gegeben, daß ich die Bengels beim Abfüttern zur Nacht überraschen werde. Warten Sie mal, die Damen sollen Ihnen indessen Gesellschaft leisten."

Eine halbe Stunde mochte wohl vergangen sein, seitdem er Frau und Tochter herein-kommandiert hatte.

Die beiden jungen Menschen, die ohne mütterliche Aufsicht das leise begonnene Gespräch vollenden durften, merkten nichts von den rinnenden Minuten.

In ihrem Eifer überhörten sie gänzlich die Schritte des Zurückkehrenden. Als der Rittergutsbesitzer in sein Zimmer trat, sah er, daß der angenehme, junge Mensch seine Tochter in den Armen hielt und andächtig küßte.

Er konnte nichts weiter schreien als:

"Wie kommen Sie dazu?" . . . dann war ihm die Luft ausgegangen. Statt dessen begannen die Jungen zu sprechen. Sein Mädel zuerst.

"Vater, lieber Vater, wir haben uns so schrecklich lieb . . ."

"Seit zwei Jahren harren wir in Treuen aus, Herr Brohm . . . Weil ich wußte, wie wenig freundschaftlich Sie meinem Vater gesinnt waren, mußte ich warten, bis mir dieser etwas künstlich in Szene gesetzte „Fall" zu Hilfe kam . . ."

"Väterchen . . . er ist nämlich Doktor Degners Sohn . . . der Oberleutnant und Leutnant."

"Jawohl, der bin ich zum Teil und heimlich mit zwei Kameraden auf Rotquartier bei Ihnen, weil wir nicht mehr bis Warmbrunn reiten möchten. Die andern sind, gütig von Ihren Damen verjagt, sofort in das Bett gestiegen . . . ich habe mich in mein trockenes Zivil gestürzt und liege in dem Kampf . . . lieber Herr Brohm, habe ich gesiegt?"

"Bande," schnaubte der alte Brohm scheinbar wütend zurück, aber in seinem linken Auge zuckten bereits die Lichter eines großen Triumphes. . .

"Ihr Vater ist gar fest davon überzeugt, daß Sie keinen Tropfen trinken," frohlockte er — "und nun picheln Sie recht niedlich . . ."

Da wußte Walter Degner, daß er gewonnenes Spiel hatte, und rief mit heller Jauchzen in der Stimme:

"Denken Sie nur, wenn wir beide fortan dem Alkoholverbot meines alten Herrn entgegenarbeiten!"

Darauf sagte Grete Brohm mit sanfterm Vorwurf:

"Aber Walter, laß das doch in dieser heiligen Stunde!"

Und der infame Herbstbazillus, in Gestalt des Oberleutnants Degner, gehorchte ihm über alles und bat feierlich um den väterlichen Segen.



Als der Rittergutsbesitzer in sein Zimmer trat, sah er . . .

Schwein.

Jagdhumoreske von Fritz Slowronnel.

Traurige Menschen pflegen nicht in den Himmel zu schauen, sondern den Blick zur Erde zu senken. Und Karl Wockenfuß war sehr traurig. Eben hatte ihm Lenchen Ma-

zat, die er ganz zufällig auf dem Rückweg von der Stadt getroffen hatte, erzählt, daß sie ihn nicht heiraten könne, weil sie der Gutsbesitzer Kleinfke, einen Witwer mit fünf

Kindern

andere.

bert Ma-

drei Ta-

Kurt sic-

ihre Vat-

„Und nich-

verl-

Dageg-

Karl wa-

Springen

Forstau-

zur Not

ernähren

Traur

über au-

zum mi-

fürs Le-

wartet.

Aber

wiel zu

Er kom-

die Brau-

ren küß-

tem Bli-

sch ab u-

im Wal-

anken t-

wie Ame-

Wenn er

irgendwo

beschaffen

an die M-

selbst Ver-

dacht.

Wie er

seinen W-

am ihm

Epur sah

Sofort re-

hatte die-

da es gl-

ummer f-

zurück un-

hm über

ag er sic-

Tausen-

Epur ein-

fährte!

st geschle-

die allerg-

im Blut f-

te Fährte

Bergefle-

ägerblut

Mustring

Kindern, heiraten müsse. Es ginge nicht anders. Der Bruder Studio habe achthundert Mark Verjuchheit, und die müßten in drei Tagen beschafft werden, sonst müßte Kurt sich totschießen. In seiner Not wäre ihr Vater zum Nachbar Kleinfke gegangen. „Und morgen muß ich mich mit ihm öffentlich verloben, sonst gibt er das Geld nicht.“

Dagegen ließ sich nichts machen! Denn Karl war nicht in der Lage, helfend einzuspringen. Er hatte nichts weiter als sein Forstauffsehergehalt, von dem er sich und zur Not auch noch eine junge, sparsame Frau ernähren konnte, aber weiter auch nichts.

Traurig reichte er Lenchen die Hand, worüber auch sie traurig wurde, denn sie hatte zum mindesten einen gefühlvollen Abschied fürs Leben mit Tränen und Küssen erwartet.

Aber dazu war Karl viel zu gewissenhaft. Er konnte doch nicht die Braut eines anderen küssen. Mit geizigem Blick wandte er sich ab und verschwand im Walde. Die Gedanken kribbelten ihm wie Ameisen im Kopfe. Wenn er irgendwie und irgendwoher das Geld beschaffen könnte? Aber die Möglichkeit hatte selbst Lenchen nicht gewacht.

Wie er so dahin schritt, kreuzte eine Spur einen Weg. Erst nach einigen Schritten kam ihm die Tatsache zum Bewußtsein. Die Spur sah aus wie von einem starken Hind. Sofort regte sich der Beamte in ihm. Was hatte die Kuh im Walde zu suchen? Und da es gleich war, wohin er seinen Herzensstummer spazieren führte, ging er zur Spur zurück und begann ihr zu folgen. Als sie ihn über weichen, moorigen Boden führte, bog er sich nieder, um sie näher anzusehen.

Tausend Wetter, das war ja nicht die Spur eines Kindes, sondern eine Wildfährte! Die Schalen scharf umrandet und fest geschlossen. . . . Aber so groß war selbst die allergrößte Hirschfährte nicht. . . . Wie ein Blitz schlug es in ihm ein: das kann nur die Fährte eines Elchbullen sein. . . . Vergessen war aller Liebestummer, das Lagerblut in ihm war erwacht. . . . Die

Schonzeit für Elch begann erst in drei Tagen. Wenn er das seltene Wild einkreisen könnte! Spornstreichs lief er nach Hause und holte seinen braven Nimrod. Zuerst umschlugen sie das Bruch. Der Elch war weitergezogen. . . .

Nach vielem Hin- und Herlaufen führte die Spur aufs Feld hinaus. Jetzt wußte Karl ganz genau, wo der Elch stecken konnte: im Totenbruch. Das war eine Dickung, wie sie der Elch als Tagesversteck brauchte. Da lagen unzählige alte Lorstgruben, im Laufe der Zeit wieder halb zugewachsen, und darüber hatte sich aus Ellern, Birken und Weiden ein undurchdringliches Dickicht gebildet.

Richtig! Nimrod führte ihn an der Leine geradewegs auf das Totenbruch zu. In gebührender Entfernung wurde es umschlagen. Der Elch war nicht hinausgewechselt.

Aber was nun? Der Jagdpächter, ein reicher Brauereibesitzer, wohnte drei Meilen entfernt in der Stadt. Jetzt war es kurz vor Mittag. Wenn er ihn durch ein dringendes Telegramm benachrichtigte, konnte er mit der genügenden Anzahl von Schützen, die auch erst zusammengetrommelt werden mußten, kaum vor Abend eintreffen. Aber versucht mußte es werden.

Und jetztkehrten seine Gedanken wieder zu Lenchen zurück. Wenn der Elch zur Strecke gebracht wurde, womöglich durch den Brauereibesitzer selbst. . . . Der Mann hatte viel Geld und war sehr freigebig. . . . Vielleicht borgte er ihm in seiner Herzensfreude das Geld. Damit würde er vor Lenchens Vater hintreten und ihre Hand fordern. . . . Er sah sich schon in Gedanken auf dem alten Sofa in der guten Stube sitzen, Lenchen in seinem Arm. . . . Wie manchesmal hatten sie in der Schlummerstunde so gefessen, wenn die Alten nicht zu Hause waren. . . .

Die Hoffnung beflügelte seine Schritte. Als er im Feldweg in die Dorfstraße einbog, kam ihm ein Menschentrupp entgegen. Er sah näher hin. Kein Zweifel! Der Jagdpächter war's mit seinen Freunden und einer Schar Jungen. Wahrscheinlich wollten sie auf Karnikel und Fasänen treiben.



Er wußte, daß er gut abgekommen war. . . . (Seite 82)

Schon von weitem rief ihm Herr Mielke, der Jagdpächter entgegen: „Wir haben vergeblich zu Ihnen geschickt. Nun holen Sie sich schnell Patronen und kommen Sie mit. Wir wollen den Dorfbusch treiben.“

„Nein, Herr Mielke, Sie müssen mit mir kommen.“

„Wohin denn?“

„Ins Wirtshaus. Ich habe seit heute früh nichts weiter als eine Tasse Kaffee im Magen.“

„Aber, lieber Förster, wir können doch nicht eine Stunde auf Sie warten. Futtert Sie und kommen Sie so schnell wie möglich nach.“

„Nein Herr Mielke, ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen, das in aller Ruhe besprochen werden muß.“

„Na, schießen Sie doch los! Was ist es denn?“

„Das kann ich hier vor so vielen Ohren nicht sagen. Sie müssen mir schon den Willen tun und mit mir kommen.“

Schweigsam führte Karl die Jäger ins Wirtshaus. Als der Wirt Essen und Trinken gebracht und die Tür hinter sich geschlossen hatte, sah Karl sich eindrucksvoll im Kreise um. Aller Augen hingen erwartungsvoll an seinem Munde.

„Meine Herren! Im Totenbruch steht ein mächtiger Elch.“

Die Wirkung dieser Worte war sehr verschieden. „Sie meinen wohl einen Hirsch?“
... „Wo soll ein Elch herkommen?“ — „Sie, Förster, das ist doch nur ein schlechter Scherz.“

„Bedaure, Sie müssen mir schon glauben. Ich habe die Fährte im Walde gefunden und mit meinem Hund ausgearbeitet, bis zum Totenbruch. Der Elch steckt drin.“

„Aber, Förster, da dürfen wir doch keine Minute verlieren.“

„Hat keine Eile, meine Herren. Vor Dunkelwerden zieht der Elch nicht weiter. Wir können also den Schlachtplan in Ruhe besprechen.“

„Also, wie denken Sie sich die Sache?“

„Erst umstellen wir alle in weitem Umkreis das Bruch und gehen dann gleichzeitig bis an die Dichtung heran. Dann lasse ich einen Jungen mit meinem Nimrod auf der Fährte nachhängen. Aber jetzt lassen Sie mich erst etwas essen, sonst fall' ich vor Hunger um.“

„Förster, Wadenfuß, wenn wir den Elch zur Strecke bringen, dann können Sie von mir verlangen, was Sie wollen. Er trägt doch ein Geweih?“

„Ich nehme als sicher an, daß er mächtige Schaufeln trägt.“

Jetzt brach das Jagdfieber bei allen aus. Stehend, das Gewehr auf dem Rücken, sahen sie ungeduldig zu, wie der Grünrock seinen Hunger stillte. Endlich konnte die Gesellschaft aufbrechen. Karl wählte sich einen trüglichen Schlingel, den er schon einmal beim Schlingenlegen ertappt hatte, und schickte die anderen nach Haus.

Mit aller Ruhe und Vorsicht wurde der Bruch umstellt. Als alle Schützen ihre Plätze eingenommen hatten, legte Karl seinen Nimrod an die Fährte, gab dem Jungen die Leine in die Hand und befahl ihm, nach dreißig, vierzig Schritten den Hund zu schnellen, das heißt loszulassen.

Einige Minuten vergingen in banger Erwartung. Dann gab der Hund Hals, und gleich darauf begann's im Dickicht zu trochen und zu prasseln. . . . Noch einige Sekunden . . . da brach der Elch aus dem Dickicht und trollte ohne sichtliche Eile nach dem Walde zu ab. Karl biß die Zähne zusammen und straffte die Muskeln. . . . Der Gedanke, wieviel für ihn an diesem Schutzhing, gab ihm die Ruhe wieder. Er sah ein Ende mit und ließ fahren. Er wußte, daß er gut abgekommen war, er hatte die Kugel schlagen hören und hatte deutlich gesehen, daß der Elch auf den Schuß gezeichnet hatte. . . .

Eine halbe Sekunde später krachte aus von der anderen Seite ein Schuß. Der Elch ruckte wieder zusammen und wurde flüchtig. Nach dreißig Gängen begann er zu wanken und hundert Meter weiter lag er auf der Decke. Unter lautem Halloh stürmten die Jäger heran. Wie im Traum ging Karl auf den gestreckten Riesen zu. Die Ehre des Tages gebührte ihm. Er hatte zuerst geschossen und getroffen. Von der anderen Seite kam der andere Schütze heran, ein alter, freundlicher Herr. „Wenn Ihre Kugel gut sitzt, gilt Ihr Schuß. Ich bin sehr glücklich, daß ich überhaupt noch im Leben auf solch ein seltenes Wild zu Schuß gekommen bin. Ich bitte, mich Ihnen dafür kenntlich zeigen zu dürfen.“

Damit drückte er dem Grünrock ein zusammengefaltetes Papier in die Hand, das

Karl anpen“ er

Mitt herange wurden Schütze Währe einen I unterfu die and Jägerre Trophä

Im gefahren den Tü ein. R ihm. I er seine

Der Schulter nicht?

Ereignis Und S

darauf die Fähr gemacht

werde i ihrer

Die S spruche

de mich revanchi

„Das Mielke,“

Schütze, weih g

meine I

„Jau ren.

„Ich Mielke

„Wen len,“ er

haben w schlage v

lösen de darf.“

„Ange nun au

daß der nehm w

zurte e er das

in Anst

den Gluck
Sie von
Er trägt

er mach

allen aus
ken, sahen
noch seinen
die Gesell
einen triu
mal beim
schickte du

wurde das
ihre Blät
inen Nim
ungen die
ihm, nach
Hund

hanger Er
Salz, un
ht zu fro
einige Se
aus dem
Eile nac
Zähne zu
n... De
em Schu
Er zu
Er wußte
c hatte die
deutlich ge
uß gezeig

achte an
Der Gl
de flücht
zu wank
er auf de
ürmten d
ging Kar
ie Ehre d
zuerst
er ander
ran, ein
ihre Kup
hin sah
im Lebe
schuß gefo
n dafür
noch ein
Sand, d

Karl an der Farbe schon als „blauen Lappen“ erkannte.

Mittlerweile waren die anderen Jäger herangekommen. Die mächtigen Schaufeln wurden gebührend bestaunt und beide Schützen mit dem grünen Bruch geschmückt. Während der Junge nach dem Dorf lief, um einen Wagen zu holen, wurden die Schüsse untersucht. Karls Kugel saß gut auf Blatt, die andere handbreit hinter dem Blatt. Nach Jägerrecht gebührte Karl die Ehre und die Trophäe. . . .

Im Triumph wurde der Gluck ins Dorf gefahren. Ueberall standen die Leute vor den Türen. Mielke lud sie alle zu Freibier ein. Karl ging still in sich gekehrt neben ihm. Ihn beschäftigte nur der Gedanke, wie er seine Bitte vorbringen konnte.

Der Brauereibesitzer schlug ihm auf die Schulter. „Mensch freuen Sie sich denn gar nicht? Das ist doch ein

Ereignis im Jägerleben! Und Sie können stolz darauf sein, daß Sie die Jährte so sicher ausgemacht haben. Dafür werde ich mich noch in ihrer Schuld lösen. Die Schaufeln beanspruche ich. . . Ich werde mich natürlich dafür revanchieren.“

„Das gibt es nicht, Mielke,“ rief der zweite

Schütze, ein Oberamtmann Böhlke, das Geweih gehört dem Schützen. Nicht wahr, meine Herren?“

„Jawohl, jawohl,“ bestätigten die anderen.

„Ich will die Schaufeln gern Herrn Mielke abtreten,“ warf Karl ein.

„Wenn Sie die Schaufeln verkaufen wollen,“ erwiderte der Oberamtmann, „dann haben wir alle dasselbe Unrecht darauf. Ich schlage vor, wir schätzen das Geweih ab und lösen darum, wer den Kaufpreis erlegen darf.“

„Angenommen! Einverstanden!“ riefen nun auch die anderen. Karl sah deutlich, daß der Vorschlag Herrn Mielke unangenehm war. Wenn er darauf einging, erzürnte er den Brauereibesitzer, und nahm er das Geweih, das ihm gebührte, wirklich in Anspruch, dann erzürnte er ihn noch

mehr. Damit schwand jede Hoffnung, den Mann anzupumpen.

Die anderen Jäger hatten schon mehrmals auf Karls Waidmannsheil angestoßen, natürlich mit dem besten Rotspohn. Jetzt schrieb jeder seinen Namen auf einen Zettel. Sie wurden gefaltet und in eine Terrine gelegt. Das Töchterlein des Wirts sollte einen Zettel ziehen.

Zaghaft griff die Kleine hinein und reichte das Blättchen ihrem Vater. Er entfaltete es und las laut: „Mielke“.

In seiner Freude ließ der glückliche Gewinner Sekt auffahren. . . . „Meine Herren, nehmen Sie es mir nicht übel. Aber Sie würden sich doch auch gefreut haben. Und nun seien Sie mit mir lustig. Es war doch ein herrlicher Tag. . . . Bringen wir das erste Glas dem braven Wadenfuß. Horridoh!“



Er hob es mit beiden Händen auf und warf es auf den Tisch. . . . (Seite 84)

Alle stießen mit Karl an, dann löste sich Mielke durch drei blaue Lappen. Erst wurde getafelt, und dann hub ein scharfes Zechen an. Franz saß still und teilnahmslos, auch der Alkohol, dem er eifrig zusprach, konnte seine Gedanken nicht bannen. . . . Es war, als wenn das Schicksal ihn äßte. Die Hälfte

der Summe, die er brauchte, hatte es ihm in den Schoß geworfen. . . . Wenn sich bloß eine Gelegenheit bieten wollte, Mielke für einige Minuten allein zu sprechen.

Mitternacht war schon vorüber und die Köpfe erhitzt, als plötzlich auf dem Tisch ein Spiel Karten auftauchte. Es war, als wenn alle nur darauf gewartet hätten. Einer griff nach den Karten. „Ich halte die Bank.“

„Was soll denn gespielt werden?“

„Meine Tante — deine Tante, links — rechts!“ rief Mielke. „Das ist ein einfaches biederer Spiel, bei dem man nicht zu denken braucht.“

Karl ging es wie ein elektrischer Schlag durch den Körper. Die vierhundert Mark nützten ihm doch nichts. Aber wenn er gewann. . . . soviel gewann, wie er brauchte? . . . Goldstücke flogen auf den Tisch. . . . Der Bankhalter zog sie ein oder zahlte aus, je nachdem die Karte schlug.

Er ging zum Wirt und ließ sich einen Blauen wechseln. Das Glück ging bei ihm hin und her. . . Die Bank hatte schon mehrfach gewechselt, und Karl hatte schon den dritten Schein gewechselt. Da kam die Bank an ihn. Mechanisch zog er die Karten ab. Er hatte gewonnen. Mit einem Schlage über hundert Mark. Mielke nahm seine Briefftasche heraus. „Donnerwetter, habe ich verloren. Das ist der letzte Blaue von achten. Nun soll er auch den Weg seiner Brüder gehen oder sie zurückholen. Er steht ganz.“

Eine Minute später hatte der Schein seinen Besitzer gewechselt. Nun wurde der Brauer, der schon etwas viel im Kopfe hatte, hartnäckig. Er nahm zuerst seine Freunde und zuletzt den Gastwirt in Anspruch und brachte noch sieben Lappen an den Mann.

Karl zitterten die Hände. Kalter Schweiß war ihm auf die Stirn getreten. In seiner Brust brannte die Aufregung wie Feuer. Mielke zog seine Briefftasche und riß ein Blatt Papier heraus. „Ich schreibe Ihnen einen Gutschein über tausend Mark.“

Nun mischte sich der Oberamtmann ein. „Unbar wird nicht gespielt. Stecken Sie Ihr Geld ein, Wadenfuß.“

Karl legte die Karten auf den Tisch und begann das Geld einzustreichen. Mielke sah sich wütend um. „Hat denn keiner von Euch noch ein paar Hunderter bei sich.“ Alle zuckten die Achseln; sie gönnten dem Grünrock den Gewinn.

Da fielen Mielkes Augen auf das Geweih. Er hob es mit beiden Händen auf und warf es auf den Tisch. „Das werden Sie doch als

Einsatz annehmen. Das habe ich Ihnen doch mit bar Geld bezahlt.“

Karl hatte im Augenblick überschlagen, daß er den erhaltenen Kaufpreis noch auszahlen konnte, ohne sein Ziel zu gefährden.

„Jawohl, Herr Mielke, aber nur einen Schlag!“

„Wie Sie wollen.“

Die Finger zitterten ihm, als er die Karten in die Hand nahm. Er deckte das erste Blatt auf, für sich: eine Acht, die zweitniedrigste Karte. Unter gewaltiger Spannung drehte er das zweite Blatt um: eine Sieben. Der Oberamtmann schlug sich auf die Schenkel und lachte, daß ihm die Augen trânteten.

„Das ist der beste Witz, den sich Fortuna heute geleistet hat. Das nenne ich ausgleichende Gerechtigkeit, lieber Mielke.“

Mit den Elchschaufeln auf der Schulter wanderte Karl nach Hause. In seinen Ohren klang und sang es. . . Als er am Schulhause vorbeikam, wo Lenchen wohnte, kam ihm der Gedanke, weshalb er denn bis zum Morgen warten sollte? Mit fester Hand pochte er an das Fenster der Kammer, in der die Alten schliefen. Wie der Herr Lehrer halb unwirlich, halb erschrocken das Fenster öffnete und nach seinem Begehre fragte, wie Lenchen heraussprang und ihn an der Hand ins Haus zog und an seiner Brust lag, als die Eltern mit Licht dazukamen, das hat mir Karl mehr als einmal erzählt. Bloß das pflegt er zu verschweigen, daß er schon in der ersten halben Stunde seines jungen Glückes sanft entschlummerte. Das hat mir Frau Förster erzählt. . .

Oberstleutnant von Kolkkrabe.

Erzählung von Curt Kühns.

„Nee, Nee! Immer wie Napoleon der Erste: Seinem Stern vertrauen! Das ist mein Standpunkt von jeher gewesen. Und denn wie der olle Blücher: Feste druff!“ Oberstleutnant von Kolkkrabe leerte sein Glas und tupfte sich den Schnurrbart. Das Bivakfeuer brannte niedrig und warf seinen zuckenden Schein über die kleinen, dunklen Zelte und die Gruppen von Offizieren, die auf Feldstühlen, in ihre Kragenmäntel gehüllt, um dasselbe saßen. Drüben lagen die Mannschaften, schürten die Feuer oder

liefen auf und ab, sich zu erwärmen. Hier und da pfiß sich einer ein Liedchen. Sonst war's still. Es war ein kriegsmäßiges Bivak und Gesang und alle Unruhe verboten. Auch der feierliche Zapfenstreich kam in Fortfall.

„Hoffentlich gibt's bald Parole,“ fuhr Oberstleutnant von Kolkkrabe fort. „Ich möchte in mein Zelt kriechen. Kriege schon kalte Beene.“ Damit trat er hin und her, daß seine Sporen leise klirrten.

Da kam der Regimentschreiber daher.

„He! Parole schon raus?“ rief Kolkrabe.
„Zawohl, Herr Oberstleutnant,“ versetzte
der Sergeant. „Hier Befehl für den Herrn
Oberstleutnant.“

Kolkrabe riß den Befehl auf. „Also, meine
Herren, freuen Sie sich: Ich führe morgen
das Regiment. Abmarsch vier Uhr früh.
Straße nach Lauenburg. Reiben Sie sich die
Füße tüchtig mit Salizyltalg ein. Sie wer-
den's gebrauchen können.“ Die Leutnants
lachten, machten ihre Ehrenbezeugung und
frohen in ihre lustigen Behausungen.

Oberstleutnant v. Kolkrabe blieb noch
einen Augenblick am Feuer stehen, in seinen
Befehl vertieft. Das war ja eine tolle Ge-
schichte. Das Infanterieregiment von Stein-
bach sollte die linke
Flügeldeckung der vor-
marschierenden Divi-
sion bilden. Es sollte
selbständig operieren,
aber natürlich im ge-
eigneten Moment in
der geeigneten Stellung
sein. „Doch schlecht,“
murmelte Kolkrabe, um-
somehr als über den
geeigneten Moment und
die geeignete Stellung
die Meinungen immer
auseinander gingen. Da-
zu das Regimentsetel
als Adjutanten! Diesen
Spitznamen führte der
Regimentsadjutant ge-
meinlich. Ein stark
füßiger Herr, dem

solche Haudegen und Exerziermeister wie der
alte Kolkrabe eine Gefahr für die Armee
bedeuteten. Examina dieses jungen Herrn
natürlich alle prima, prima. Der war schon
als Säugling dreimal klüger gewesen als
andere Säuglinge. Na, schadet nicht, schloß
Oberstleutnant v. Kolkrabe seinen Monolog,
immer wie Napoleon der Erste: seinem
Stern vertrauen und wie der olle Blücher:
feste druff!

Punkt vier Uhr früh stand das Regiment
in Tiefdunkle Nacht, und ein dichter, grauer
Herbstnebel lag über Berg und Tal. Oberst-
leutnant von Kolkrabe saß auf seiner dicken,
schwarzen Stute Herzliebchen, den Kragen
seines Mantels hochgeschlagen; seine schar-
fen, klaren Augen blickten über die Adler-

nase und den starken, rötlichen Schnurr-
bart, in den sich nur andeutungsweise das
erste Grau mischte, durchdringend in die
Nacht. Neben ihm auf einem schnittigen
Fuchs mit geschorener Mähne und zu einem
Nichts gestutzten Schwanz hielt der Regi-
mentsadjutant, Oberleutnant v. Weissen-
bach, ein schlanker Herr mit bleichen Zügen
und kalten grauen Augen.

Ein dumpfes Rollen tönte auf der Land-
straße, das dumpfe Klappern zahlreicher
Hufe.

„Die Artillerie!“ bemerkte der Adjutant.
„Sehr richtig!“ versetzte Kolkrabe. Die
Seitendeckung war durch einen letzten Befehl,
nicht gerade zur Freude Kolkrabes, zu einer
selbständigen Abteilung
mit gemischten Waffen
gemacht worden.

Kolkrabe unterrich-
tete seine Unterführer
von der Gefechtslage,
und das Detachement
setzte sich in Marsch.
Stumm, ohne Spiel zu
rühren, zogen die Ko-
lonnen dahin.

„Solange wir die
feste Landstraße unter
den Füßen haben,“
sagte Kolkrabe, „geht ja
die Geschichte. Aber
nachher, wenn wir durch
die großen Sümpfe bei
Dembitz müssen, können
wir uns bei dem Nebel
höllisch verbuttern.“

Ein Lächeln zuckte um die schmalen Lip-
pen des Adjutanten. „Wir haben ja Kar-
ten,“ versetzte er, „und wir haben sie gründ-
lich studiert.“

Kolkrabe pfiß durch die Zähne und er-
widerte nichts.

„Ich hätte einen tadellosen Plan,“ fuhr
der Adjutant mit überlegenem Lächeln fort.
„Wir lassen das ganze Sumpfland rechts
liegen und marschieren über Nauendorf nach
Dembitz. Die Dembitzer Höhe bietet ein
vorzügliches Ausfallstor in den Rücken des
Feindes.“

„Lieber Freund,“ versetzte Kolkrabe,
„wann wollen Sie denn da ankommen? Das
ist ja ein heilloser Marsch. Ne! der kür-
zeste Weg ist nach meiner Meinung der beste.
Wir marschieren immer dicker durch, früh-



Eben trat aus der kleinen Seitenspforte des Parkes
eine Dame . . . (Seite 87)

stücken bei Frau v. Stalding in Dembitz und stürzen uns dann ins Kampfgewühl."

"Herr Oberstleutnant gestatten," versetzte der Adjutant, "wenn nun aber die Brücke bei Dembitz besetzt ist? Ein Bataillon kann uns da aufhalten, weil wir uns in dem Sumpfgelände nicht entwickeln können."

Kolkrabe dachte nach. "Wissen Sie was?" sagte er. "Die Brücke ist nicht besetzt. Auf dem Wege erwartet uns kein Mensch. Die Idee ist viel zu einfach, da kommen die gelehrten Herrn nicht drauf. Außerdem haben wir zwei Stunden Vorsprung. Also los!"

Der Adjutant lächelte spöttisch. Mochte sich der gute Kolkrabe doch da festmachen; was ging es ihn an?

Kolkrabe hatte seinem dicken Herzliebchen die Sporen gegeben und war in einem stürzenden Trab zur Spitze geritten, die schon von der Landstraße abgebogen war und auf einem Damm, den auf beiden Seiten knorrige Weiden einfaßten, dahinmarschierte. Zu beiden Seiten zogen sich nasse Wiesen. Der Nebel lag hier dicht, wie eine weiße Wand, die man mit dem Säbel hätte durchhauen können.

Etwas bänglich wurde Kolkrabe doch. Wenn der Feind die Schlinge zuzog, saß er in einer schönen Mausefalle mit seiner ganzen Streitmacht. Adieu dann, bunter Kock!

"Vormwärts, Kerls!" trieb er seine Küstiere, "heut' müßt ihr laufen wie die Windhunde."

Der Adjutant lächelte und hüllte sich im übrigen in eisiges Schweigen.

"Eine famose Frau, die Frau von Stalding," wandte sich Kolkrabe an ihn. "Finden Sie nicht auch?"

"Jawohl," versetzte der Adjutant mit seiner gewöhnlichen Zurückhaltung. Ein lauernder Blick traf den Oberstleutnant.

Der war mit seinen Gedanken beschäftigt. Er war seit langen Jahren Witwer, hatte seiner Marie, mit der er nur zwei Jahre verheiratet gewesen, die lange Treue gehalten. Ihr einziger Junge war jetzt zum Offizier befördert worden und selbständig. Warum sollte er eigentlich nicht daran denken, in einer zweiten Ehe einen Rest Sonnenschein in sein einsames Haus zu lenken? Und Frau von Stalding, ebenfalls verwitwet, war wirklich eine entzückende Frau, heiter, gemüthlich und — reich. Sehr reich. Kein ausschlaggebender Grund, aber auch kein Fehler. Und das sollte seinem Jungen

zugute kommen. Er selbst war ans Haushalten gewöhnt.

Kolkrabe streifte mit halbem Blick den Adjutanten an seiner Seite. Merkwürdiger Mensch, kalt wie eine Hundennase, dachte er. Eigentlich ein bedauernswerter Mensch.

"Es wundert mich," fuhr der Oberstleutnant fort, "daß sich Frau von Stalding noch nicht wieder verheiratet hat. Sie ist doch eine glänzende Partie."

"Jawohl," versetzte Weizenbach. Seine Augen leuchteten auf. Frau von Stalding war nicht nur reich und schön, sie besaß auch großartige Verbindungen. Wer sie heimführte und alle Chancen auszunützen verstand, war ein gemachter Mann. Er kniff die Lippen fest zusammen. Der letzte Stein im Bau seines Glückes, an dem er in rastlosem Streben gearbeitet und wieder gearbeitet hatte, ohne Ruhe, Erholung, Ablenkung zu kennen, das sollte die Ehe mit dieser Frau sein.

Aha! Diesmal hat er doch so etwas wie Feuer gefangen, dachte Kolkrabe. Eigentlich aber war die reizende Frau für diesen Streber zu schade.

Von einer vorgeschobenen Kavalleriepatrouille kam ein Ulan in gestrecktem Galopp heran und überreichte eine Meldefarte. Die Brücke war besetzt und als abgeworfen markiert.

Er saß also drin im Wurstkessel, dachte Kolkrabe. Der Adjutant zuckte mit keiner Miene, aber das Gefühl einer tiefen Befriedigung überkam ihn.

"Wir müssen die Landstraße gewinnen, wenn es noch möglich ist," sagte er.

"Wir denken gar nicht dran!" fuhr Kolkrabe auf. "Wir gehen druff!"

Der Adjutant zuckte ärgerlich die Brauen. Beinliche Geschichte war's doch! Auch auf ihm würde ein Teil des Mißerfolges hängen bleiben.

"Haben Sie nur keine Angst!" sagte Kolkrabe mit einem spöttischen Blick. "Der alte Kolkrabe verliert die Fassung nicht."

Da fing zur Rechten der Kanonendonner an zu rollen. Ganz rechts. Kolkrabe hätte das Gesecht ganz wo anders vermutet. Sie waren gerade an einen Kreuzweg gelangt, der genau auf die Richtung des Schalles losführte. Der Nebel lag dichter als je, hinderte jeden Umblück, jede Orientierung.

Kurz entschlossen ließ Kolkrabe auf diesem Wege das Ganze abschwenken.

"Um

hervor.

starke.

Zweck,

gehung

"Laf

Kolkr

kein Wi

gen Zur

sie nun

auf den

eine alt

Er g

folgte s

ja imm

Den alt

Jorn zu

bei der

gewürgt

auch er

der sein

dachten

Tasche

weil de

gut bes

geistlo

druff" i

einzuren

schlecht

wollte

schuld v

joviel

fest.

Der

sich plö

Gutsgeh

unsiche

auf, dar

Spur.

das Gel

das Her

les Bar

schaftsh

ein paar

"Poh

doch D

echote W

Eben

des Par

lich von

lachten

war Fro

"Gnä

scheinen

„Um Gottes willen!“ stieß der Adjutant hervor. „Der Weg steht ja gar nicht auf der Karte. Wir kommen ja ganz von unserm Zweck, einer umfassenden strategischen Umgehung ab.“

„Lassen Sie mich in Frieden!“ schnauzte Kolktrabe. „Das ist eine Verbindungsstraße, kein Wiesenweg, das sieht man an der ganzen Zurichtung, den Bäumen und allem. Ob sie nun auf der Karte ist oder nicht. Und auf den Kanonendonner loszumarschieren ist eine alte Kolktrabesche Regel.“

Er galoppierte voraus, der Adjutant folgte sozusagen händeringend. Das wurde ja immer schöner, ein heilloses Blödsinn! Den alten Kolktrabe hatte der Herr in seinem Born zum Heerführer erschaffen. Er würde bei der Kritik gut abgewürgt werden. Und auch er, der Adjutant, der seine fein durchdachten Pläne in der Tasche behalten mußte, weil der Alte es für gut fand, mit seinem geistlosen „Immer druff“ ins Gelacke hineinzurennen, würde schlecht abschneiden. Er wollte aber jede Mitschuld von sich abwälzen, jowiel stand für ihn fest.

Der Nebel lichtete sich plötzlich, ein großes Gutshöfchen tauchte in unsicheren Unrissen

auf, davor eine Brücke, — vom Feind keine Spur. Kolktrabe hielt seine dicke Stute an, das Gehöft kam ihm doch so bekannt vor: das Herrenhaus, ein einfaches, aber stilvolles Barockgebäude, die Einfahrt zum Wirtschaftshaus mit den beiden Torpfeilern, die ein paar plumpe Adler krönten?

„Bohtausend!“ murmelte er. „Das ist doch Dembitz!“ und „Das ist Dembitz!“ echote Weißenbach.

Eben trat aus der kleinen Seitenpforte des Parkes eine Dame, rundlich und behaglich von Erscheinung, große, heitere Augen lachten aus einem blühenden Gesicht. Es war Frau von Stalディング.

„Gnädige Frau!“ rief Kolktrabe, „Sie erscheinen uns wie ein Engel vom Himmel!

Hier ist Dembitz? Wirklich und wahrhaftig Dembitz?“

„Wirklich und wahrhaftig Dembitz!“ ver setzte Frau von Stalディング lachend. „Sie haben sich wohl im Nebel verirrt?“

„Ja! Aber wir haben das Vaterland gerettet!“ lachte Kolktrabe. Damit gab er seinem dicken Herzliebchen die Sporen, jagte um das Gehöft auf die Dembitzer Höhe, von wo aus man das ganze ausgedehnte Gefechtsfeld über sah, das jetzt heller Sonnenschein überflutete. Im nächsten Augenblick rückte sein Regiment, nach allen Regeln der Kunst entwickelt, in dichten Schützenlinien gerade in die Flanke des Feindes, die Artillerie donnerte von der Dembitzer Höhe herab, kurz! die feindliche Stellung war aufgerollt.

Er war wie Zietzen aus dem Busch gekommen, im entscheidenden Moment in die entscheidende Stellung. Er war einfach der Held des Tages; — die Kritik fiel glänzend aus!

In dem stilvollen Wohnzimmer des Dembitzer Herrenhauses saß Kolktrabe mit seinem Adjutanten, nach getaner Arbeit, der schönen Frau von Stalディング gegenüber; auf silberner Platte dufteten lieblich Koteletts au four, und ein voller Roter perlte in den geschliffenen Kristallgläsern.

„Gnädige Frau,“ sagte Kolktrabe, sein Glas erhebend, „ich trinke in dieser sonst wegweiserlosen Gegend, was in der Kriegführung störend ist, aber den wahrhaft großen Geist doch nicht geniert, auf Ihr Wohl, die Sie plötzlich als bester Wegweiser beglückend vor uns auftauchten.“

Frau von Stalディング lachte und tat Bescheid. Ein leichtes Rot färbte ihre Wangen, als sie den Oberstleutnant ansah. Ueber Weißenbach sah sie fort, als er, den Blick fest auf sie gerichtet, sein Glas gegen sie präsentierte. Eine wirtschaftliche Pflicht rief sie ab; sie verließ das Zimmer; der Adjutant folgte ihr unbemerkt.

Kolktrabe blieb mit seiner Siegerstimmung und seinem Rotwein allein. „Kolktrabe!“ sagte er, „vertraue Deinem Stern,



„Ein schreckliches Geheimnis! . . . Ich will Sie betragen.“ (Seite 89)

vertraue auch hierin Deinem Stern. Zwar — sie ist jung, er ist jung. So 'n alter Kerl hat eigentlich sein Teil Glück dahin, wenn's auch ein bißchen knapp ausgefallen ist. Also lassen wir den Ereignissen ihren Gang. Jetzt macht er ihr nämlich seinen Antrag. Wenn sie ihn will, gut! Denn sie ist die Hauptsache. Wenn sie ihn nicht will, denn ist der alte Kolltrabe noch da."

Nach einiger Zeit trat der Adjutant wieder ein, mit brennend roter Stirn.

"Herr Oberstleutnant gestatten, daß ich aufbreche," sagte er mit erzwungener Ruhe. "Ich muß mich zum Befehls Empfang einfinden."

"Bitte sehr," sagte Kolltrabe. "Rauchen Sie einen Tobak?" Er hielt ihm die Zigarettasche hin. "Bitte, bedienen Sie sich. Es beruhigt das Gemüt." Weizenbach dankte gehorsamst und ging.

Gleich darauf trat Frau von Stalding wieder ein.

"Gnädige Frau," sagte Kolltrabe, "interfes-

tieren Sie sich für Zoologie? Ich besaße mich im Nebenamt gern mit der Vogelfunde, schon weil der Kabe mein Wappentier ist. Solch ein Kabe ist ein komischer Kauz, haßt mit seinem scharfen Schnabel immer um sich herum, krächzt Unheil und ist so unausstehlich wie möglich. Ich habe ihn genau studiert und in allem zum Vorbild genommen. Und ich glaube, ich habe dies erreicht. Finden Sie nicht?"

"O nein — ich weiß ja aber nicht, welche Geheimnisse Sie in Ihrer schwarzen Brust verbergen?" entgegnete die junge Frau lachend.

"Ein schreckliches Geheimnis!" rief Kolltrabe. "Ich will Sie heiraten." — — — — —
Erst in der Abenddämmerung ritt Kolltrabe in sein heutiges Quartier, er ritt dahin, ein glückliches Lächeln auf seinem härtebeißigen Gesicht, aus dem doch aus allen Fältchen neckische Kobolde lachten. Er war glücklicher Bräutigam. "Ja, ja," murmelte er, "seinem Stern vertrauen."

Die Manöverfee.

Nobellette von Käthe Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

Das diesjährige Manöver war entschieden das langweiligste, das der Oberleutnant Hans Rief während seiner bisherigen militärischen Laufbahn durchlebt hatte. Die Quartiere waren freilich durchweg tadellos und das Wetter ziemlich erträglich — aber die hübschen, abwechslungsreichen Tage, die er in den Vorjahren auf den Gütern einer anderen Gegend genossen hatte, fielen diesmal aus.

Die Ernte galt als geborgen, und die Besitzer mit ihren Familien benutzten zum größten Teil die Ruhepause bis zum Beginn des Kartoffel- und Rübenausnehmens zu kleinen Erholungsreisen. Für gutes Essen und einen vernünftigen Tropfen hatten sie vorgesorgt, und die Wirtschafterinnen gaben sich redliche Mühe, der Einquartierung zu Gefallen zu sein. Zuweilen tauchte sogar eine alte Tante oder Jugendfreundin der abwesenden Hausfrau auf, um bei Tisch die Honneurs zu machen.

Die Stimmung der Offiziere wäre denn auch ganz fidel gewesen, wenn ihnen dabei das jugendlich Weibliche nicht so ganz gefehlt hätte.

Der Oberleutnant Rief war nun zwar durchaus keiner von jenen, die gern einen Flirt treiben und noch lieber gebrochene Herzen zurücklassen. Aber er hatte sich törichterweise gerade von diesem Manöver etwas Besonderes versprochen. Er stand am Ende der Zwanzig und war, dank seiner vermögenden Eltern, in der angenehmen Lage, bei der Wahl seiner zukünftigen Gattin ganz nach Herzenslust zu verfahren. Er empfand denn auch den aufrichtigen Wunsch, dies möglichst bald zu tun.

Und nun waren die Feen der Manöverzeit wie fortgeblasen.

Er ruhte unter dichten Haselnußsträuchern in einer Hängematte und sah träge in den blauen Himmel hinein. Rechts und links auf dem grünen, kurzgehaltenen Rasen lagen ein paar Kameraden und taten dasselbe.

Die Sonne blinzelte müde durch die Blätter, und feine weiße Sommerfäden spannten sich von Ast zu Ast. — Plötzlich dehnte sich der Oberleutnant Rief und sprang mit einem kühnen Satz aus dem elastischen Gewebe.

"Kinder, ich reite nach Bukow rüber, wer will mit?"

"Was find?"

"Bach ich in d Seine Sie scharfe freundi tum."

"Aber Lang "Nee, Bester."

"Sch Biellei oder for

"Auf Brä nicht ve ein jun langwei immer

sal Un sich. S mierte zufällig ich fü klüßig, fällig r

man if leid e schenken Rief resignie

Wer fort sat ich bequ zurück "Wiff Bukow,

"Alle "Na, sich wir unter

solte, l

spricht geht üb über.

Eine über da lustigen augen d Wald e blauer

„Was wollen Sie denn da, Menschenkind?“ fragte einer gähmend.

„Bachmann hat mich doch gebeten, wenn ich in die Gegend käme, Grüße zu bestellen. Seine Jugendfreundin lebt da.“

Sie bekamen bei diesen Worten ein ganz scharfes Gehör und helle Augen. „Jugendfreundin? Gewiß, da könnte man ja mit- tun.“

„Aber sie ist verlobt, Herrschaften.“

Lange, enttäuschte Gesichter da unten.

„Nee, dann reiten Sie gefälligst allein, Bester.“

„Schweifelbände,“ sagt Rief bitterböse. „Vielleicht ist aber noch eine Freundin, Base oder sonst was von ihr vorhanden.“

„Auf den Leim gehen wir nicht, Rief.“

„Bräute kann ich nicht vertragen,“ gähnt ein junger Dachs gelangweilt. „Sie haben immer so etwas kolossal Unkörperliches an sich. Ist der Proklamiererte ihres Herzens zufällig da, fühlt man sich fürchterlich überflüssig, und ist er zufällig nicht da, möchte man ihnen aus Mitleid einen Groschen schenken.“

Rief gab das Zureden resigniert auf.

Wenn ich jetzt sofort satteln lasse, kann ich bequem zum Mittag zurück sein,“ rechnet er sich aus.

„Wissen Sie denn überhaupt den Weg nach Bukow, Rief?“

„Kleinigkeit. Ich habe doch meine Karte.“

„Na, dann viel Vergnügen. Und wenn sich wirklich etwas Niedliches, das noch nicht unter Kuratel steht, aufgefunden haben sollte, lassen Sie's uns wissen.“

— Rief macht ein Gesicht, das ausspricht „da könnt ihr lange warten,“ und geht über den Rasen nach den Ställen hinüber.

Eine halbe Stunde später reitet er quer über das Roggengestoppel, unter dem mit lustigem frischem Grün und zartrosa Blütenaugen die Serradelle herauswächst . . . dem Wald entgegen, der wie ein dicker, dunkelblauer Strich die Ferne füllt.

Nach einer Stunde kommt er an einen Kreuzweg, dessen einer Arm, auf einen tiefen Sandweg hinweisend, die Inschrift trägt:

„Alt-Bukow 2 Kilometer.“

Mit stolzer Genugtuung über seine Findigkeit lenkt er zu dem losen Sand hinüber und läßt seinen Schwarzen flott austraben.

Das Herrenhaus in Alt-Bukow liegt zwischen Birken und Tannen versteckt. Das freundliche Weiß des äußeren Anstrichs leuchtet verheißungsvoll durch die gelblich getönten und schwarzblauen Schleier. Hans Rief muß einigemal vor der Freitreppe auf und niederreiten, ehe sich ein dienstbarer Geist sehen läßt. Endlich kommt er in Gestalt eines ältlichen Mädchens die Stufen herunter und fragt nach seinen Wünschen.

„Sind die Herrschaften zu sprechen? Hier ist meine Karte. Ich wollte dem gnädigen Fräulein Grüße überbringen.“

Zehn Minuten später sitzt er in einem der hellen urgemütlichen Zimmer zwei Damen gegenüber. Die Alte trägt ein unmodernes schwarzes Seidenkleid und ein Spitzenhäubchen auf dem weißen Scheitel und die Junge den ganzen taufrischen Reiz ihrer achtzehn Lenze.

Hans Rief meint bei sich, daß er noch nie-

mals so etwas Wunderhübsches gesehen habe, wie diese großen, verträumten Mädchenaugen unter den feingezeichneten Brauen. Mit bewunderndem Blick richtet er seinen Auftrag aus.

„Es freut mich herzlich, daß Erich Bachmann sich meiner noch erinnert,“ sagt sie fröhlich. „Wir haben reizende Stunden zusammen verlebt, nicht wahr, Großmutter?“

Die alte Dame nickt.

„Ja, Ursel, auch ich denke immer noch gern an diese Zeit. Ich habe mich schon lange im Stillen gewundert, daß Bachmann sich so schweigsam verhielt, und die Jungen unbeständig in ihren Freundschaften gescholten.“

Hans Rief kann sich gar nicht über dies



Nach einer Stunde kommt er an einen Kreuzweg, dessen . . .

Schweigen wundern. Er meint, den „Grund“ sehr genau zu kennen.

Sicherlich hat er lichterloh für dies kindliche reizende Geschöpf gebrannt, als sie sich mit einem andern verlobte, und erst ein Weilchen daran getragen, bevor er wieder den harmlosen Ton der vergangenen Tage fand. Er denkt es, weil er selbst langsam in sich eine Flamme aufgehen spürt. Das Zimmer ist kühl und hell. Er fühlt sich bei den Damen so wohl, daß er nur mit einem Empfinden des Bedauerns an die Hängematte und den kornblumenblauen Himmel denken kann. Sonderbar berührt es ihn nur, daß keiner von dem Verlobten spricht. Es wäre doch eigentlich so selbstverständlich gewesen.

Fragen mochte er nicht nach ihm. Er fürchtete, damit den Zauber dieser stillen, wunderschönen Stunde zu stören, die ohnehin bald zu Ende sein mußte. — — — Aber Großmutter wollte nichts davon wissen.

„Sie sagten vorher, es sei sehr langweilig in Ihrem Quartier, Herr Rief, weil die Birte fehlten,“ meint sie herzlich. „Nun, dann bleiben Sie doch bei uns. Ursels Eltern sind freilich für drei Tage an die See geflogen, aber wenn Sie mit uns, und später zu Tisch mit Rebhühnern und Kartoffelklößen fürlieb nehmen wollen, so soll mich das aufrichtig freuen.“

Hans Rief wäre nach dieser liebenswürdigen Aufforderung geblieben, selbst wenn es süße Kliesen und Eierkuchen gegeben hätte, trotzdem ihm wegen regelmäßigen Nichtessens dieses Gerichts in der Pension seinerzeit das abendliche Dünnbier entzogen wurde.

Es ging von diesen lieben, vornehmen Menschen ein Zauber aus, dem er sich nicht entziehen konnte. Eine leise, wehmütige Sehnsucht goß quälende Fragen in sein Herz.

„Warum mußte gerade diese gebunden sein!“

Er kam sich beinahe wie ein Dieb vor, daß er mit solchen Gedanken die freundliche Einladung annahm. Aber als er dann später bei Tisch saß und Ursels lange, dunkle Wim-

pern, die sich beim Zerlegen des Geflügels andächtig herabsenkten, aufmerksam betrachtete, sagte er sich zum Trost:

„Der liebe Gott, der so viel Schönheit gemacht hat, wird es mir nicht übelnehmen, wenn ich sie bewundere, wie es ihr gebührt.“

Sein Blick mußte diese Entschuldigung wohl sehr deutlich ausgesprochen haben, denn das silberne Tranchiermesser in Ursels Händen zitterte ein wenig, und in ihre Wangen stieg langsam eine tiefe Röte.

Nach Tisch wollte Großmutter ihr Nicken machen. Hans Rief war zartfühlend genug, dies als einen leisen Wink aufzufassen, daß der Zeitpunkt für seine Verabschiedung nunmehr gekommen sei. Aber die alte

Dame meinte sehr bestimmt, daß es gegen die Butower Gastfreundschaft verstoße ihn nach dem schweren Wein ohne ein Täschchen Kaffee fortreiten zu lassen. Fünfzehn Minuten brauche sie für ihre Siesta . . . keinen Augenblick länger. Indessen könne ihm Ursel die schönen Parkanlagen und das wirklich ausgezeichnete Pferdmaterial zeigen . . . In weiteren fünfzehn Minuten stände dann der Mokka bereit.

Dieser lockenden Aussicht erfolgreich zu widerstehen, fühlte sich Rief nicht stark genug.

Er schritt also an Ursels Seite den dichten Buchengang hinunter und zerbrach sich den Kopf, womit er am besten dieses schwüle Stillschweigen brechen könnte. Eine Buchecker fiel ihm mit leisem Poltern auf die Mütze. Das entriß ihn dem gefährlichen Zauber dieser stillen Minuten. Er nahm sich zusammen und fragte forciert lustig:

„Haben Sie schon einmal etwas von der Manöverfee gehört, gnädiges Fräulein?“

— — — Sie schüttelte errötend den Kopf und schlug die großen Augen zu Boden. Er kam sich plötzlich unsäglich banal und albern vor. Er versuchte seine Ungeschicklichkeit wieder gutzumachen.

„Verzeihen Sie die dumme Frage. Meine Mutter hat mir nämlich, als ich noch die Tertie drückte, das Märchen von dieser lieblichen Dame in allen Auflagen erzählt . . . bis ich



Er schritt also an Ursels Seite den dichten Buchengang hinunter . . .

mir einge
stillen, ab
gedungen
errötete r

„Aber
zum her
Wie a
riß, flog
„Bis z
Er ward
sobald er
strampfte

„Wie
sein, daß
Si fa
es ersche

Fragen a
Er rasst
por, von
liche dies
„Darf
stattfinde
mann w
den gene

Sie id
Unverstä

„Bach
nach de
daß er i
nau dar
laubes n

„Oh!
seht . .
kann Er
Ein id

„Dan
lich auch
„Ach,
festgeseh
„Wi

Warum
terist silb

Was t
seiner Br
Vorgesetz

Wo st
Signal b

Welche

mir eingebildet habe, daß sie mir an solchem
 stillen, abgeklärten Herbsttag, wie heute, not-
 gedungen begegnen müßte.“ — — — Sie
 errötete noch tiefer.

„Aber . . sie begegnete mir nicht . . bis
 zum heutigen Tage.“

Wie ein starker Strom, der sie zueinander
 riß, flog es zwischen ihnen hin und her.

„Bis zum heutigen Tage,“ hatte er gesagt.
 Er ward sich dieser neuen Unzartheit bewußt,
 sobald er sie ausgesprochen hatte. Er lächelte
 frampshaft und sagte brüsk:

„Wie glücklich muß doch Ihr Verlobter
 sein, daß er Sie so pünktlich angetroffen hat.“

Sie sah erstaunt zu ihm auf. Ihm wollte
 es erscheinen, als ruhten hundert heimliche
 Fragen auf dem Grund ihrer klaren Augen.
 Er raffte sich gewaltsam zu der Frage em-
 por, von der er hoffte, daß sie das Gefähr-
 liche dieser Stimmung nehmen würde.

„Darf ich fragen, wann Ihre Vermählung
 stattfinden wird, gnädiges Fräulein? Bach-
 mann wird es sicherlich sehr interessant sein,
 den genauen Termin von mir zu erfahren.“

Sie schrickt zusammen und murmelt etwas
 Unverständliches. Er spricht hastig weiter.

„Bachmann sprach nämlich davon, daß sie
 nach dem Manöver stattfinden sollte, und
 daß er sich freuen würde, möglichst bald ge-
 nau darüber orientiert zu sein . . seines Ur-
 laubes wegen.“

„Oh! . .“ wehrt sie sich da endlich ent-
 setzt . . „das ist wirklich nicht wahr. Wie
 kann Erich Bachman nur so etwas sagen!“

Ein schelmisches Lächeln huscht über ihr Ge-
 sicht.

„Dann müßte . . ich es jetzt . . doch eigent-
 lich auch schon wissen.“

„Ach, der Zeitpunkt ist also noch gar nicht
 festgesetzt?“

„Wie sonderbar Sie fragen. Wer sollte

denn so etwas über meinen Kopf hinaus be-
 stimmen dürfen?“

„Nun, Ihr Herr Verlobter.“

„Aber ich habe doch gar keinen Verlobten.“

„Scherzen Sie nicht. Um Gottes willen
 nicht. Sind Sie nicht Fräulein von Jagow
 auf Buckow und mit dem Hauptmann Schlet-
 ten vom 11. Infanterieregiment verlobt?“ —

Jetzt begreife ich Sie endlich.

„Nein, ich bin Urjel Pfannschmidt. Fräu-
 lein von Jagow wohnt auf Neu-Buckow bei
 ihren Eltern. Buckow ist nämlich vor sechs
 Monaten geteilt, und die Jagowsche Hälfte
 hat den Namen Neu-Buckow erhalten.“

„Aber Sie kennen doch Erich Bachmann,“
 sagt er in grenzenloser Verwirrung.

„Gewiß. Sehr gut kenne ich ihn. Wir ha-
 ben doch zusammen unter Großmutter's Re-
 giment Tanzstunden gehabt.“

„Dann habe ich also ohne jegliche Befug-
 nis Ihre Gastfreundschaft genossen, Fräu-
 lein Urjel. Sind Sie . . dem Zufall . .
 sehr böse, daß er mich irrtümlich zu Ihnen
 gebracht hat?“

Sie sieht ihn ehrlich an.

„Nein,“ sagt sie leise, „gar nicht böse.“

Da nimmt er ihre Hände und hält sie fest.
 Sie aber reißt sich los und stürmt in das
 Haus zur Großmutter. Hans Rief folgt ihr
 langsam mit pochendem Herzen und tiefer
 Dankbarkeit.

Urjel hat schon mit fliegendem Atem die
 ganze Geschichte erzählt, als er von dem Mäd-
 chen in das Zimmer geleitet wird. Er hört,
 wie sie halb schelmisch, halb traurig sagt:

„Großmutter, ich bin die falsche.“ —
 Da kann er sich nicht länger bezwingen. Er
 tritt zu der alten Dame und sagt fliegend:

„Liebe gnädige Frau, sagen Sie Fräulein
 Urjel, daß sie trotzdem die richtige ist.“ —

Scherzfragen.

Warum hat der Infanterist goldene und der Artill-
 erist silberne Knöpfe?

Was tut der Soldat, wenn er Arm in Arm mit
 seiner Braut auf der Straße geht und begegnet einem
 Vorgesetzten?

Wo steht der Trompeter, wenn er abends das
 Signal bläst?

Welche Rosen können laufen, essen und trinken?

Das erste ist ein Infanterist, das zweite ist ein
 Artillerist, das ganze ist eine beliebige Moselweinsorte?

Mit welchen Lätzchen kann man kein Gewehr putzen?

Welche Hosen kann kein Schneider machen?

Welche Ähnlichkeit besteht zwischen einem Hundert-
 markschein und einem Schuhmann?

Welches Getränk ist am stärksten?

Welcher Ring ist nicht rund?

Buntes Allerlei.

Der Lewensretter.

Von Kamerad Dr. Franz Michel F.

En Hofrat lebt in Heedelberg,
furiert die halwe Welt;
er biggelt glatt, was immerzweg,
verdient en Heidegeld.

Franzose, Englisch, Russe, Derte —
un was es sunscht noch Rasse hot,
Die tun bei dem die Nerve stärke;
un lewe, sin se nit schon tot. —

Besunders hott'r in Hotelle
die Fersche in der Kur un Prinze;
loschiert nor eener hier vun selle —
Dann wär der Poschdes froh in Sinse.

Was ich Euch do verzähl, Ihr Leut,
des is schon arg lang her;
mit zwee Wort nenn ich selli Zeit:
Klischirspriß — Lichtpußscheer.

Petrolium hot's sellmolz nit gewwe,
aach Gaas nit, keen elektrisch Licht;
nor Inschlichtkerze; ging's an's Lewe,
do hot mer e Klischir glei fricht.

Also — der Hofrat werd gerufe
in's eerscht Hotel: „Wiktoria“;
er schyringt flux nuff die Marmorstufe
un meld sich bei der gneedig Fraa.



Die Gräfin freischt schon halb meischugge:
„Es ist was Schreckliches passiert!“ —
Der Hofrat secht: „mer wolle gucke,
was los, dann sin Se bald furiert.“

„Gerr Hofrat, ach, es ist vergeblich,
ich selber bin ja Schuld daran,
vor meinen Augen wird's schon neblig,
ich ting heut mit dem Frühstück an.“

Karlsbader Wasser jollt' ich trinken,
bevor ich irgend etwas ah;
ich fühl's, der Tod, er wird bald winken,
und sterben, ach, das ist kein Spaß.“



„Fraa Gräfin, so werd's nit pressiere,
ich glaab, mer schtelle unsern Mann;
Karlsbader tun mer neinklischiere,
Dann is jo 's Frühstück hinne dran!“

F. M. F.

Vorpostengespräch zwischen einem Badener, Oesterreicher und Franzosen (1814).

Franzose: Bon jour, bon jour, camarade!

Oesterreicher: Du schur, Komrod!

Badener: Guten Morgen!

Franzose zum Oesterreicher: Vous êtes de la Hongrie? (= Ungarn).

Oesterreicher: Ja frailli bin i hungri; die Bauern bringen nix, und abgetocht is no lang nit.

Franzose: Etes-vous donc toujours en bivouac?

Oesterreicher: Zwieback habe mer gnuag, er taugt aber kein Teufel; den besten verkaufen die Bäder-Meister.

Franzose: Mais vous avez toujours assez de bétail. (= Fleisch).

Oesterreicher: Battali hob seit Leipz'g kaine me mit g'macht.

Badener zum Oesterreicher: Aber Kamerad, was hojcht du dann so französisch g'lern? I verstehe kein Wort.

Oesterreicher: I bin g'fangen g'wes'n; do hob is dem Kerl so obgespielt.

Badener: S' ist ein Teufelsprach, ich kann sie weiß Gott nit lernen.

Oesterreicher: O Bruder! 's isch nit so schwer. Der Stodfranzos mu ß die verstehe, wann du e bisl schlecht deutsch redst; aber des muß i

der
oba
Oesterreicher
do
Franzose:
die
Oesterreicher
do
Badener:
sie
Oesterreicher
Fre
Badener:
Oesterreicher
um
wie
Badener:
Franzose:
Rég
Ma
Badener a
der
Oesterreicher
de i
Gau
Oesterreicher
löju
Badener
Abi
Franzose
rev
Oesterreicher
noch
Badener:
Bei
G'n
ist

Arie

Bei E
mußte al
Kompagni
tere Schw
blieb ein
Jener
dieser eru
Sie sind j
so enge g

Zim J
burg aufg
von Wan
dieses Er
bum Gaer
alles rus
Bruederli

Als die
1814 das
licher Sta
goner sag
Warum
Der Bau
Gaer Vor
bilen, won
wurde; ju

der jög'n, du mußt stark schreien. Gib mal obacht!

Oestreicher zum Franzosen: Komrod, bei Leipzig do hots brov Miß geb'n.

Franzose: Ah! Leipsic et Paris, je les connais bien.

Oestreicher: Jetzt maint er, i sei von Leipzig un er von Paris.

Badener: Paris muß e schöne Stadt sein. Hast du sie schon gesehen?

Oestreicher: Dos isch e Stadt, größer als Wien un Preßburg.

Badener: Bist du denn da g'wesen?

Oestreicher: I selber nit, aber mein Feldwebel hat um Urlaub ong'holten, un hot nein g'wollt, wie mer in der Nähe sind g'stonden.

Badener: So, bez isch etwas anders.

Franzose zum Badener: J'ai aussi servi dans le Régiment du Duc de Berwick. (Franz. Marschall, gefallen vor Philippsburg 1734.)

Badener zum Oestreicher: Kamerad, jetzt helf wieder! Was hat er gesagt?

Oestreicher zum Badener: Er hot g'sagt, er kennt de dicke Bärenwirt, und den keni au. Mein Hauptmann is bainem im Quartier g'leg'n.

Oestreicher zum Badener: Kumm, Komrod, d' Ablösung kumm!

Badener zum Franzosen (reicht ihm die Hand): Adieu Kamerad, leb gesund!

Franzose zu beiden: Adieu mes camarades, au revoir au champ d'honneur!

Oestreicher zum Badener: Hörst en, er wünscht es noch de Dunner uf de Budel.

Badener: Ich fürcht sein Dunner nit; ich trag das Wetter bei mir. Der Lauf an meinem G'wehr ist der Blitz, und der Kolben ist der Dunner.

Kriegsanekdoten aus dem Jahre 1814.

Bei Errichtung der Nationalgarde im Elsaß mußte alles egerieren. Der Hauptmann einer Kompagnie war ein Schuster. Als er nun mehrere Schwenkungen mit seiner Kompagnie machte, blieb ein korpulenter Speckhändler immer zurück.

Jener verwies ihm seinen schlechten Eifer; dieser erwiderte aber: „Lieber Herr Hauptmann! Sie sind selbst schuld; Sie haben mir meine Schuhe so enge gemacht.“

Im Jahre 1814, als die Blockade von Straßburg aufgehoben wurde, kündete der Polizeidiener von Wangenau der Gemeinde durch die Schelle dieses Ereignis folgendermaßen an: „Auf Befehl vom Gaer Maer isch d' Stodt usgange; 's dorf alles rus un ning, sich nig ols Frindschaft un Bruederliab.“

Als die badischen Truppen im Mai des Jahres 1814 das Elsaß verließen, war ein außerordentlicher Staub auf der Straße. Ein badischer Dragoner sagte deswegen zu einem Elsässer Bauern: „Warum habt ihr die Straßen nicht gesprüht?“ Der Bauer antwortete: „Gaer Draguner, daer Gaer Vorgesmeßter het g'maint, mer werre so bilden, won ihr fortgaen, daß d' Stroß darvun naß wurd; sunst het aer spriken lassen.“

Das Pantoffel-Regiment. Gast: „Dann sind Sie also Musiker. Und welches Instrument spielen Sie?“ — Musiker: „Die erste Geige.“ — Seine Frau (mit Nachdruck): „Aber nur im Orchester!“

Ein schwieriger Fall. „Mama, der Friß läßt mir gar keinen Platz im Bett!“ — Keinen Platz! Will er denn mehr als die Hälfte haben?“ — „Er will seine Hälfte in der Mitte haben und ich soll auf den beiden Seiten liegen!“ —

Der Kenommist. „Wat glooben Se wohl, Männeken, wie viel ich vertragen kann! Ja sage Ihnen: Wat Krupp in Essen is, det bin ich in Trinken!“

Der mißverständene Kaffee. Der bekannte Berliner Humorist Steidl erzählt in der Jubiläumnummer 200 des „Organs der Varietéwelt“ sein jüngstes Erlebnis:

„Ich tingelte jüngst in Marienbad — Es war ziemlich kühl, zirka 4, 5 Grad — Und klingte dem böhmischen Stubenmäd'l, Sie kam, und ich sagte: „Geliebte Gred'l, Das Wetter ist heute ja wieder zum Schreien, Ich möcht' einen Kaffee, aber coffeinfreien!“ Fort eilt sie, kommt wieder, und sagt mit Geplär: „Der Ober läßt bitten den gnädige Herr, Daß mit den Kaffee ieberlegen sich sollen, Ob lieber auf Veranda trinken ihn wollen, Oder in Speiseaal — werden verzeihen, Ist haite zu toll fier Koffee in Freien!“

Eine Frage. Der Gatte: „Weißt Du auch, meine Liebe, daß es mich drei Viertel meines Gehaltes kostet, um Deine Schneiderrechnungen zu bezahlen?“ — Die Frau: „Großer Gott! Was machst Du mit all dem andern Geld?“

Wer weiß! „Warum schließt Miß Schreier die Augen, wenn sie singt?“ — „Vielleicht hat sie ein zu weiches Gemüt.“ — „Das versteh ich nicht ganz.“ — „Wahrscheinlich kann sie es nicht ertragen, zu sehen, wie wir leiden!“

O, diese Kinder! Das kleine Töchterchen des Hauses: „Ist das richtig, wenn Mutter sagt, daß Sie ein Selbmademan sind?“ — Der Besucher: „Ja, mein Kindchen. Weshalb fragst Du?“ — Das Töchterchen: „Weil ich mich wundere, daß Sie sich dann ein so häßliches Gesicht gemacht haben.“

Ich so! „Warum hat Adam in Paradiese, trotzdem er nackt war, niemals gefroren?“ — „Weil er immer sein Oschen (Oschchen) bei sich hatte!“

Unsere Marine. (Siehe unser Farbendruck-Bild.) Auch zur See ist Deutschland eine Großmacht geworden! Wer jemals Gelegenheit hatte, unsere imposante Kriegsflotte manderteren zu sehen, dem wird kein Zweifel mehr anhaften, daß Deutschland auf dem Wasser eine gewaltige, wohlgerüstete Streitkraft besitzt, und wenn es möglich wäre, unsere gesamte zahlreiche Handels- und Verkehrsflotte auf einem Fleck zu vereinigen, so würde sich angesichts dieser modernen, mächtigen Schiffe unsere Aktion gewiß in Bewunderung auflösen und unsere Sprache nur den einen treffenden Ausdruck finden: erstklassig! — Erstklassig! Das ist die Devise, die sich auch die Georg A. Rasmay's Altk.-Ges. in Dresden für ihre bekannte und beliebte Cigarettenmarke „Unsere Marine“ gestellt hat, denn sie sagt sich mit Recht, daß sie als größte deutsche Cigarettenfabrik hinsichtlich Qualität das Beste bieten muß und kann. Wer die Marke „Unsere Marine“ zu seiner täglichen Cigarette ertoren hat, der wird erst richtig wissen, wie wahrhaft gute Qualität die Freude am Tabakrauchen zu erhöhen vermag und sie zu einem wirklichen Genuß macht und er wird sagen: Rasmay's Cigarette — erstklassig!



Post und Telegraphie.

S. Demoll, Postdirektor.

1. Tarif für Postsendungen.

a. für den Orts- und Nachbarortverkehr.

Briefe: bis 250 g, frankiert 5 \mathcal{M} , unfrankiert 10 \mathcal{M} .

Für Postkarten, Druckfachen, Warenproben, Geschäftspapiere, Postanweisungen und Pakete gelten die unter b. aufgeführten Portosätze.

b. für den sonstigen Verkehr innerhalb Deutschlands.

Briefe ^{1) 2)}: bis 20 g 10 \mathcal{M} , über 20 g bis 250 g 20 \mathcal{M} , unfrankierte Briefe 10 \mathcal{M} mehr.

Postkarten ^{1) 2)}: frankiert 5 \mathcal{M} , unfrankiert 10 \mathcal{M} , mit Antwort 10 \mathcal{M} .

Druckfachen ^{1) 2)}: bis 50 g 3 \mathcal{M} , über 50 g bis 100 g 5 \mathcal{M} , über 100 g bis 250 g 10 \mathcal{M} , über 250 g bis 500 g 20 \mathcal{M} , über 500 g bis 1000 g 30 \mathcal{M} .

Warenproben ^{1) 2)}: bis 250 g 10 \mathcal{M} , über 250 g bis 350 g 20 \mathcal{M} .

Geschäftspapiere ^{1) 2)}: bis 250 g 10 \mathcal{M} , über 250 bis 500 g 20 \mathcal{M} , über 500 bis 1000 g 30 \mathcal{M} .

Postanweisungen ¹⁾: bis 5 \mathcal{M} 10 \mathcal{M} , über 5 \mathcal{M} bis 100 \mathcal{M} 20 \mathcal{M} , über 100 \mathcal{M} bis 200 \mathcal{M} 30 \mathcal{M} , über 200 \mathcal{M} bis 400 \mathcal{M} 40 \mathcal{M} , über 400 \mathcal{M} bis 600 \mathcal{M} 50 \mathcal{M} , über 600 \mathcal{M} bis 800 \mathcal{M} 60 \mathcal{M} .

Pakete ¹⁾: bis 5 kg: bis 10 Meilen (75 km) 25 \mathcal{M} , auf alle weiteren Entfernungen 50 \mathcal{M} . Jedes weitere kg kostet bis 10 Meilen 5 \mathcal{M} , bis 20 Meilen 10 \mathcal{M} . Auf Entfernungen von mehr als 20 Meilen sind über 5 kg hinausgehende Pakete wegen der Höhe der Beförderungsgebühren möglichst zu vermeiden. Taxen am Postschalter zu erfragen.

c. für den Westpostverkehr.

Briefe: bis 20 g 20 \mathcal{M} , für jede weiteren 20 g 10 \mathcal{M} ohne Gewichtsgrenze. Unfrankierte Briefe kosten das Doppelte ¹⁾.

Postkarten: frankiert 10 \mathcal{M} , unfrankiert 20 \mathcal{M} , mit Antwort 20 \mathcal{M} .

Druckfachen und Geschäftspapiere: je 50 g 5 \mathcal{M} , Gewichtsgrenze 2 kg. Mindesttaxe für Geschäftspapiere 20 \mathcal{M} .

Warenproben: je 50 g 5 \mathcal{M} , Gewichtsgrenze 350 g. Mindesttaxe 10 \mathcal{M} .

Postanweisungen: Luxemburg bis 100 \mathcal{M} 20 \mathcal{M} , über 100 bis 200 \mathcal{M} 30 \mathcal{M} , über 200 bis 400 \mathcal{M} 40 \mathcal{M} , über 400 bis 600 \mathcal{M} 60 \mathcal{M} , über 600 bis 800 \mathcal{M} 80 \mathcal{M} .

Dänemark und Oesterreich-Ungarn mit Bosnien-Herzegowina und Liechtenstein 10 \mathcal{M} für je 20 \mathcal{M} , mindestens 20 \mathcal{M} .

Belgien, Bulgarien, Egypten, Frankreich, Italien, Niederlande, Norwegen, Portugal, Rumänien, Schweden, Schweiz, Serbien und vereinigte Staaten von Amerika 20 \mathcal{M} für je 40 \mathcal{M} .

England mit Irland, Rußland 20 \mathcal{M} für je 20 \mathcal{M} .

Die Postanweisungen sind auszustellen im Verkehr mit Luxemburg und Portugal auf Mark und Pfennig, im übrigen Verkehr in der Währung des Bestimmungslandes.

¹⁾ Dieselben Taxen gelten im Verkehr mit den deutschen Schutzgebieten und den deutschen Postanstalten in China und Marokko mit der Ausnahme, daß Druckfachen und Geschäftspapiere bis 2 kg (Taxe 60 \mathcal{M}) zulässig sind.

²⁾ Dieselben Taxen gelten für Oesterreich-Ungarn (mit Bosnien-Herzegowina und Liechtenstein) und Luxemburg.

³⁾ Dieselben Taxen gelten für Belgien, Frankreich, Italien, Niederlande, Norwegen, Rumänien, Schweden, Schweiz, Serbien und vereinigte Staaten von Amerika.

⁴⁾ Dieselben Taxen gelten für Oesterreich-Ungarn.

⁵⁾ Briefe nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die den Vermerk „Auf direktem Wege“ oder „Direkt“ tragen und deshalb ohne Vermittelung fremder Länder befördert werden, kosten für je 20 g nur 10 \mathcal{M} .

Pakete: bis 5 kg: Luxemburg 50 \mathcal{M} ; Belgien, Dänemark, Frankreich, Niederlande, Schweiz 80 \mathcal{M} ; Italien, Rumänien, Rußland, Spanien 1 \mathcal{M} 40 \mathcal{M} ; Schweden 1 \mathcal{M} 60 \mathcal{M} ; England mit Irland über Belgien oder Niederlande: 1 \mathcal{M} 50 \mathcal{M} ; Norwegen über Hamburg: 1 \mathcal{M} . Taxen für schwerere Pakete, sowie für andere Länder am Postschalter erfragen.

d. Portovermäßigungen für Sendungen an Soldaten bis zum Feldwebel, Wachtmeister, Oberbediensteter einschl. aufwärts.

Die Sendungen müssen mit der Bezeichnung: „Soldatenbrief. Eigene Angelegenheit des Empfängers“ versehen sein.

Es werden erhoben für:

Briefe: bis 60 g kein Porto.

Postkarten: kein Porto.

Postanweisungen: bis 15 \mathcal{M} 10 \mathcal{M} .

Pakete ohne Wertangabe bis 3 kg 20 \mathcal{M} .

Im Verkehr mit Personen der Schiffbesatzungen der deutschen Kriegsschiffe im Ausland, sowie mit den Besatzungstruppen im Schutzgebiete Kiautschou und den Truppen der Ostasiatischen Besatzungsbrigade gelten folgende Taxen:

Für Briefe bis 60 g 10 \mathcal{M} .

Für Postanweisungen bis 15 \mathcal{M} 10 \mathcal{M} .

e. Allgemeines.

Sollen Sendungen unter Einschreibung befördert werden, so hat Absender dieselben mit der Bezeichnung „Einschreiben“ zu versehen. Gebühr 20 \mathcal{M} .

Wünscht der Absender eine Empfangsbefehlnung des Empfängers, so hat die Aufschrift der Sendung den Vermerk „Rückchein“ zu enthalten und der Absender sich namhaft zu machen. Gebühr 20 \mathcal{M} .

Durch Eilboten zu bestellende Sendungen müssen mit dem Vermerke: „Durch Eilboten“ versehen sein. Bei Vorauszahlung des Botenlohnes ist der Vermerk „Bote bezahlt“ hinzuzufügen. Die Gebühren betragen für:

Briefe im Ortsbestellbezirk 25 \mathcal{M} .

im Landbestellbezirk 60 \mathcal{M} .

Pakete im Ortsbestellbezirk 40 \mathcal{M} .

im Landbestellbezirk 90 \mathcal{M} .

Will der Absender eine Sendung als Wertstück behandelt haben, so muß er in der Aufschrift den Wert angeben. Für eine solche Sendung ist neben dem gewöhnlichen Porto innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns eine Versicherungsgebühr von 5 \mathcal{M} für je 300 \mathcal{M} zu entrichten. Mindestsatz 10 \mathcal{M} .

2. Tarif für Telegramme.

a. Deutschland, Luxemburg und Oesterreich-Ungarn jedes Wort 5 \mathcal{M} , Mindestbetrag 50 \mathcal{M} , Stadtelegramme in Deutschland: jedes Wort 3 \mathcal{M} , Mindestbetrag 30 \mathcal{M} .

b. Belgien, Dänemark, Niederlande, Schweiz: jedes Wort 10 \mathcal{M} .

c. Frankreich: jedes Wort 12 \mathcal{M} .

d. England, Italien, Norwegen, Rumänien, Schweden: jedes Wort 15 \mathcal{M} .

e. Bulgarien, Montenegro, Portugal, Rußland, Serbien, Spanien: jedes Wort 20 \mathcal{M} .

Zu b.-e. Mindestbetrag 50 \mathcal{M} ; ausgenommen England: 80 \mathcal{M} .

Taxen für andere Länder am Postschalter erfragen.

Deutsche Schutzgebiete: Deutsch-Neu-Guinea, Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen und Palau-Inseln, Kiautschou, Marshall-Inseln, Samoa, Togo.